

Partizipative Lehre aus Sicht der Behindertenbewegung

Anne Goldbach & Nico Leonhardt im Gespräch mit Raúl Aguayo-Krauthausen, Volker Schönwiese & Petra Flieger sowie Ohrenkuss

1. Einleitung

Auch wenn partizipative Lehrformate mit Menschen mit Lernschwierigkeiten nicht direkt durch Selbstvertreter:innen oder Aktivist:innen der Behindertenbewegung entstanden sind, ist deren Einfluss sehr bedeutsam. So knüpfen die projektförmigen Entwicklungen im deutschsprachigen Raum an zentrale Forderungen der Behindertenbewegung an, ein neues Verständnis von Behinderung zu entwickeln, für diskriminierende Aspekte in einem ableismuskritischen Sinne zu sensibilisieren sowie die Perspektiven von Menschen mit Behinderungserfahrungen in allen gesellschaftlichen Bereichen als selbstverständlich und menschenrechtlich begründet zu etablieren. Auch wenn sich innerhalb des akademischen Raums die Disability Studies als eine solche Theoriedisziplin aus der Behindertenbewegung heraus etabliert haben, scheinen sich derzeit weniger deutliche Überschneidungen zwischen den Disability Studies und der Behindertenbewegung erkennen zu lassen. Deshalb sollen als eine bedeutsame Antwortperspektive in diesem Teil des Buches Sichtweisen von Personen in den Vordergrund rücken, die sich selbst als aktivistischen Teil der Bewegung betrachten oder sich innerhalb der Schnittstelle zwischen akademischem und aktivistischem Raum bewegen.

Um diesen Sichtweisen Raum zu verschaffen, haben wir drei Gespräche mit Personen geführt, die jeweils ganz eigene Perspektiven einnehmen. Uns ist bewusst, dass es in der Bewegung eine große Vielfalt an Positionen gibt, die dieser Text nicht vollständig abbilden kann. Ziel ist es daher nicht, eine abschließende ›Antwort‹ zu liefern, sondern einzelne Einblicke zu ermöglichen.

Die Gespräche waren von unterschiedlichen Schwerpunkten geprägt, die in den Teilüberschriften nochmals deutlich werden. Im Vorfeld erhielten alle Gesprächspartner:innen den Grundlagenbeitrag dieses Buches (teils in Einfacher Sprache), der als Gesprächsbasis diente. Die Gespräche wurden anschließend transkribiert, gekürzt und in einem dialogischen Verfahren mit den Personen abgestimmt.

2. Gespräche mit Aktivist:innen

2.1 Gedanken zu Selbstvertretung und Repräsentation – im Gespräch mit Natalie Dedreux, Anna-Lisa Plettenberg, Paul Spitzeck, Katja de Bragança und Anne Leichtfuß

Anne Goldbach (AG) Ich habe Ihnen jetzt erzählt, was unsere Aufgabe hier an der Hochschule ist.

Es gibt viele Fragen, die wir uns im Zusammenhang mit Partizipativer Lehre stellen.

Eine davon ist: Welche Stimme wird hier eigentlich gehört, wenn Menschen mit Behinderung an der Hochschule unterrichten? Sprechen sie für sich selbst oder repräsentieren sie eine größere Gruppe von Menschen mit Behinderung?

Diese Frage der Repräsentation begleitet uns schon lange.

Um diese Frage zu beantworten, möchte ich gerne mit Ihnen ins Gespräch kommen. Sie alle haben vielfältige Erfahrungen in der Selbstvertretung von Menschen mit Behinderung und in der Arbeit mit öffentlichen Plattformen wie Ohrenkuss. Ich bin gespannt auf Ihre Perspektiven dazu.

Katja de Bragança (KB) Ich kann mir vorstellen, dass es gut wäre, wenn Anne Leichtfuß das nochmal ein bisschen erklärt.

Anne Leichtfuß (AL) Ich erzähle dazu noch ein Beispiel. Natalie Dedreux, du bist Aktivistin und setzt dich für die Rechte von Menschen mit Down-Syndrom ein.

Vor einiger Zeit hast du eine Petition gestartet. Du hast gesagt, dass es einen Bluttest gibt, mit dem du nicht einverstanden bist. Das hast du eigentlich in zwei verschiedenen Rollen gemacht. Du hast das einmal als Privatperson Natalie Dedreux gemacht, aber du hast es auch als Aktivistin gemacht, weil du gesagt hast, es ist wichtig, dass die Stimme von Menschen mit Down-Syndrom gehört wird und nicht nur deine private.

Natalie Dedreux (ND) Ja, richtig.

AL Paul Spitzeck, du hast einen Account bei Instagram auf dem du manchmal Videos über Inklusion machst. Machst du diese Videos als Privatperson Paul Spitzeck oder als Aktivist für Down-Syndrom oder als Autor von Ohrenkuss? Kannst du beschreiben, mit welcher Rolle du das machst?

Paul Spitzeck (PS) Ich mache beides. Ich mache es für mich und auch für andere, weil man dann nochmal weiß, dass die Leute mit Down-Syndrom auch gehört werden. Und dass man auf die Leute auch aufmerksam ist. Und dass man – ich habe das Video genannt: »Down-Syndrom ist keine Krankheit« – ja.

AL Wie unterscheidest du das, Natalie Dedreux? Wann sprichst du für dich mit deiner privaten Meinung und wann als Selbstvertreterin für die Rechte von Menschen mit Down-Syndrom?

ND Ja, also ich rede eigentlich immer so von mir selber, weil das macht mir ja Spaß. Also als Aktivistin spreche ich ja für alle Menschen mit Down-Syndrom, weil das ist wichtig, dass die auch mehr gesehen werden, dass sie auch ihre Meinung sagen dürfen.

AL Deine Unterscheidung ist, dass du entweder in einem privaten Gespräch oder in der Öffentlichkeit, zum Beispiel bei Instagram oder auf der Bühne bist?

ND Ja, genau, richtig.

AL Anna-Lisa Plettenberg, du hast Führungen durch die TOUCHDOWN-Ausstellung gemacht. Früher hast du gesagt, dass du willst, dass die Menschen nach dem Ausstellungsbesuch wissen, dass Leute mit Down-Syndrom klug und intelligent sind und etwas lernen können. War dir das als Privatperson oder als Frau, die für Menschen mit Down-Syndrom spricht, wichtig?

Anna-Lisa Plettenberg (AP) Mir war es wichtig, dass alle wissen – dass die keine Angst haben, die da stehen, die Menschen mit Down-Syndrom. Ich habe nur die Zuschauer gesagt, dass es – die Menschen mit Behinderung auch normale Menschen sind – und die auch klug sind.

AG Warum ist es Ihnen wichtig, den Leuten zu erzählen, dass Menschen mit Down-Syndrom auch klug und ganz normale Menschen sind?

AP Wir sind auch normale Menschen, aber wir haben Chromosom dreimal als Sie.

AL Paul Spitzeck, warum entscheidest du dich, solche Videos oder Interviews bei YouTube zu machen? Wieso ist es dir wichtig, darüber zu sprechen?

PS Weil – ich möchte mal aufmerksam machen und dass die Leute sehen, dass ich auch alles machen kann und dass ich mein Leben auch so führe wie die anderen. Aber für mich ist das, mein Leben, wichtig. Und für die andere Menschen möchte ich das gerne, dass die Leute aufmerksam sind. Dass die sehen: »Ey, ich bin auch noch da auf der Welt.«

AL Natalie Dedreux, wieso hast du dich entschieden, Aktivistin zu sein?

ND Ja, also ich wollte es natürlich deswegen auch damit zeigen und machen, weil es wichtig ist, dass auch Aktivistinnen gehört und gesehen werden und so. Dass man sich auch natürlich als eine Aktivistin sichtbar macht sozusagen. Ja!

KB Anna-Lisa Plettenberg, ich habe noch eine Erinnerung. Wir haben uns dieses Jahr zum 5. Mai zum Europäischen Protesttag getroffen. Da gab es mehrere Aktionen und du warst dabei. Wir haben uns mit Inhalten beschäftigt und Texte darüber geschrieben, was wir mitteilen wollen. Aus den Texten wurden Plakate gemacht und dann gab es eine Demo. Es gab Menschen, die bei der Demo Plakate getragen haben, und es gab Menschen, die ins Megaphon gesprochen haben. Du hast gesagt, dass es eher dein Ding wäre, Texte zu schreiben und sich damit zu beschäftigen, anstatt durch das Megaphon zu sprechen.

Es gibt auch immer Menschen, die sich leiser mitteilen. Die machen Führungen in der Bundeskunsthalle. Du hast die meisten Führungen gemacht. Das ist dein Bereich, wo du dich mitteilen kannst, und Natalie Dedreux stellt sich lieber mit

dem Megaphon in Köln auf eine Bühne vor 40.000 Menschen oder stellt sich vor die Filmkamera des Fernsehens.

ND Ja, das ist geil.

KB Paul Spitzeck macht bei einem Film mit, wo er sich mitteilt. Es gibt sehr unterschiedliche Methoden. Die Form, sich mitzuteilen, ist unterschiedlich und das haben wir erst so langsam begriffen. Du hast wirklich ganz viel gemacht, als wir die Inhalte der TOUCHDOWN-Ausstellung entwickelt haben. Du warst bei ganz vielen Termine dabei und hast mit uns gearbeitet. Das, was später ins Megaphon gerufen oder in einem Film gesprochen wird, das muss auch erst gedacht werden. In der ersten Zeit des Denkens, Recherchierens und Schreibens ist Anna-Lisa Plettenberg sehr stark.

AL Anna-Lisa Plettenberg, du hast dich in der Erarbeitungszeit der TOUCHDOWN-Ausstellungen, bevor die Leute gekommen sind, einmal die Woche mit mir getroffen, um Recherchearbeit zu machen. Dabei warst du sorgfältig und hast darauf geachtet, dass alle Informationen, die wir herausfinden und uns zusammen erarbeiten, richtig sind. Du hast mit ausgewählt, was in diesen Räumen gesagt werden muss. Das ist auch eine andere Form von Aktivismus.

AP Ja.

KB Der Grund, warum wir euch drei ausgewählt haben, war, damit wir über drei unterschiedlichen Aktivismus-Formen sprechen können.

AG Bei uns an der Universität arbeiten die Menschen mit Behinderungen in Seminaren mit Studierenden zusammen. Dabei ist es ganz unterschiedlich, ob sie über ihre Behinderungserfahrungen sprechen möchten. Manche möchten lieber über andere Themen sprechen. Wie ist das bei Ihrer Arbeit? Werden Sie oft zu Ihren Erfahrungen als Mensch mit Behinderung gefragt? Fragen die Menschen oft: »Wie ist es denn, mit Behinderung zu leben? Können Sie uns das genauer erklären?«

AL Im Ohrenkuss-Team gibt es einige Leute, die gerne über fantastische Themen Texte, zum Beispiel über Schönheit, über die Bibel, über die Mode, schreiben wollen. Viele haben gesagt, dass sie sich nicht mit dem Thema Down-Syndrom beschäftigen wollen. Die sind nur bei Ohrenkuss dabei. Ihr drei habt euch aber entschieden, dass ihr bei Ohrenkuss dabei sein und Texte über Mode oder über Sport schreiben, aber dass ihr euch auch mit dem Thema Down-Syndrom beschäftigen wollt. Deshalb habt ihr drei entschieden, bei Ohrenkuss und bei TOUCHDOWN 21 mitzumachen.

KB Das Ohrenkuss-Team hat zwei bis drei Themen, über die sie nicht schreiben wollen: Down-Syndrom und Behinderungen und Schule.

KB Paul Spitzeck, verstehst du den Unterschied, ob man über das Down-Syndrom etwas mitteilen möchte oder nicht? Warum war es dir wichtig, bei TOUCHDOWN 21 beim Institut mitzumachen und für die TOUCHDOWN-Ausstellung Texte zu schreiben?

- PS Weil ich will bei TOUCHDOWN mitmachen, dass ich zeige, was ich kann. Bei Ohrenkuss möchte ich gerne, dass ich schreibe – viele Themen –, dass mein Schreiben auch öffentlich ist. Auch rausgeben und auch ansehen.
- KB Erinnerst du dich, als wir in Hanau waren und TOUCHDOWN 21 mini in einer Realschule für Mädchen in der Turnhalle vor 300 Schülerinnen gemacht haben? Die Schülerinnen haben mitgekriegt, was du mitteilst. Was, denkst du, hat das für die kleinen und großen Mädchen bedeutet? Warum war es für sie wichtig, erlebt zu haben, wie ihr etwas vortragt?
- PS Ja, ich habe – wir haben das Thema Arbeit bei TOUCHDOWN mini vorgestellt und dann habe ich über meine Arbeit gesprochen. Und dann hatten die Schülerinnen ...
- Da muss ich mal überlegen, weil das schon lange her war.
- KB Die konnten erleben, wie du über deine Arbeit erzählst. Stell dir vor, du hättest nicht mitkommen können, um das in Hanau zu erzählen, sondern ich hätte das erzählt. Siehst du einen Unterschied, ob du selber über deine Arbeit redest oder ob ich erzähle, was du machst?
- PS Lieber mache ich das als andere, weil die Andere weiß nicht, was ich da arbeite. Weil das auch Fremdbestimmung ist. Dass man auch selber sagen kann.
- KB Natalie Dedreux, wie wichtig ist es, dass man dich sprechen hört und nicht jemanden ohne Down-Syndrom? Du warst mit in Hanau.
- ND Ja, also ich fand das schon gut, dass wir da vor Ort waren. Ja, da war auch richtig zu sehen: »Aha, wir sind cool. Wir können vor euch sprechen«, sage ich mal.
- AG Was finden Sie wichtig daran, dass die Menschen mit Behinderung selbst sprechen?
- ND Richtig. Ich sehe das so, dass, wenn man über Menschen mit Down-Syndrom redet, das ist nicht gut erstmal. Weil das Ding ist, wir gehören dazu. Das ist immer wichtig zu sagen nochmal.
- KB Was ist der Unterschied, ob ich oder ob du sagst, dass Menschen mit Down-Syndrom dazugehören?
- ND Ja, ich glaube auch, der Unterschied ist, dass die das nochmal hören und so. Genau.
- KB Paul Spitzreck, wenn Natalie auf der Bühne in Köln steht vor 40.000 Menschen und sagt: »Leute, Down-Syndrom ist cool. Ich bin cool. Ich gehöre dazu!« Oder Natalie wäre nicht da und ich würde vorlesen: »Natalie Dedreux hat gesagt, sie ist cool, sie gehört dazu.« Was ist der Unterschied fürs Publikum?
- PS Weil du, Katja, du bist Katja de Bragança und nicht Natalie Dedreux. Weil du hast kein Down-Syndrom, aber wir alle, ich, Plettenberg und Dedreux haben das Down-Syndrom.
- KB Anna-Lisa Plettenberg, du hast zu zweit unendlich viele Führungen zu verschiedenen Themen gemacht, immer eine Person mit und eine Person ohne

Down-Syndrom. Warum haben sich so viele Leute bei euren Führungen angemeldet?

AP Weil die mich hören wollten.

KB Und jetzt stell dir vor, du könntest an einem Tag nicht und dein Kollege steht da und macht es alleine. Was denken dann die Leute? Finden sie es genauso cool, wie wenn ihr die Führung zu zweit machen würdet?

AP Wenn der alleine ist, findet er es schade, nicht mit einem Menschen mit Behinderung zusammen zu reden. Der Vermittler, der mit mir zusammen als Tandem arbeitet, redet eher für ihn selbst und ich rede dann von mir aus.

AG Werden Sie oft gebeten, darüber zu berichten, wie es ist, als Mensch mit Behinderung zu leben? Finden Sie das gut und wichtig oder nervt es Sie manchmal auch, dass Sie so viel zum Thema Behinderung angefragt werden?

KB Ich habe die Frage verstanden. Es ist wieder knifflig. Frau Goldbach hat sich gedacht, dass sie extra knifflige Fragen mitbringt, sie fordert uns heraus.

PS Gut!

KB Wenn Anna-Lisa Plettenberg eine Führung gemacht hat, hat sie über verschiedene Themen gesprochen. Die Leute konnten sich anmelden und wussten: 90 Minuten lang wird jeweils über ein bestimmtes Thema gesprochen. Es gibt das Thema: »Wie ist es, das Down-Syndrom zu haben? Wie fühlt es sich an, mit dem Down-Syndrom zu leben?«

Wir beschäftigen uns mit diesem Thema, wenn wir mit Ärztinnen und Ärzten im Rahmen ihrer Fortbildung ein ganzes Wochenende reden, weil sie ganz viel darüber erfahren müssen. Dann geht es um die Frage: »Herr Spitzreck, Sie haben das Down-Syndrom. Wie lebt es sich denn mit Down-Syndrom? Wie ist denn das?« Wie ist das für dich, wenn wir das machen? Warum machst du da mit?

PS Ich habe das Down-Syndrom, aber für mich ist das Down-Syndrom überhaupt kein Down-Syndrom. Ich kann so leben, wie ich möchte. Und wenn ich – mit Down-Syndrom kann ich auch überall nicht so kosten– billiger rein als andere. Weil wir doch einen – einen Personalausweis haben. Da gibt es doch eine Ermäßigung. Und ich habe in jedem Film von mir gesagt, dass die Leute mit Down-Syndrom eigentlich erwachsene Leute sind, wie die andere. Weil die Ärzte sagen, dass es in Deutschland eine Krankheit ist. Aber das ist eine blöde Sache. Weil wir sind nicht krank. Wir werden krank, aber nicht wegen Down-Syndrom. Und ich wohne in einem Betreuten-Wohnen, aber ich bin selbstständig. Ich kann alles – meinen Haushalt alleine machen. Aber ich brauche ein bisschen Assistenz. Aber im großen Ganzen mache ich mein Leben, wie es mir gefällt. Wie das Lied heißt von Pippi Langstrumpf: »Ich mach mir die Welt, wie sie mir gefällt«.

KB Wenn wir bei den Ärztinnen und Ärzten sind, redet ihr selbst viel über das Down-Syndrom und wie es ist, das Down-Syndrom zu haben, damit die Ärzte das kapieren.

PS Ja, weil die Ärzte reden doch auch mit den Eltern oder mit Betreuung und nie mit den Patienten. Weil die Betreuung, die Assistenz hat nix. Aber die Assistenz sollte für uns, dass wir das verstehen, was die Ärzte sagen, aber die Ärzte müssen überlegen, dass wir die Betroffenen sind. Eigentlich müssten die Ärzte auch auf Leichter Sprache reden, sodass wir Menschen mit Down-Syndrom das auch verstehen können.

Und auch die Lehrer und Lehrerinnen müssten auch Leichte Sprache auch machen, damit Menschen mit Down-Syndrom besser kommunizieren und lernen und so.

KB Natalie Dedreux, du kommst in der Regel zu den Ärztinnen und Ärzten mit. Die Ärztinnen und die Ärzte interessieren sich dafür, wie es ist, mit dem Down-Syndrom zu leben. Wie ist das für dich und wie geht es dir damit? Bist du gerne dabei, wenn wir mit den Ärzten reden?

ND Ja, wenn wir schon mit den Ärzten natürlich reden und sprechen, ist das natürlich super. Aber für mich ist das Down-Syndrom einfach ganz wie normal. Genau.

KB Es gibt verschiedene Themen. Man kann über das Down-Syndrom reden, darüber, was du politisch denkst oder welche Urlaubsziele besonders spannend sind. Aber was, wenn jemand sagt: »Aber Frau Dedreux, wir möchten über das Thema Down-Syndrom mit Ihnen reden, weil Sie haben ja Down-Syndrom«? Ist das in Ordnung für dich, über das Down-Syndrom zu reden?

ND Also, ich finde es schon gut, dass man vom Down-Syndrom redet, aber das muss ja nicht über uns sein. Nicht einfach von uns sprechen. Das ist wichtig, zu sagen.

KB Fühlst du dich manchmal ausgequetscht oder sprichst du gerne darüber?

ND Naja, also wenn sie über das Down-Syndrom sprechen, dann wieder von uns. Genau.

KB Anna-Lisa Plettenberg, manchmal kommst du ja mit uns. Wie ist das für dich, wenn die Leute über das Down-Syndrom reden wollen? Ist das für dich in Ordnung?

AP Ja, für mich ist das in Ordnung, weil ich da auch mitreden kann und so, weil ich auch eigentlich das Down-Syndrom habe. Aber ich bin auch ein normaler Mensch. Egal, wenn ich das Chromosom dreimal habe.

KB In der TOUCHDOWN-Ausstellung gab es den Raum Nummer 5 über die NS-Zeit.

Jede Person mit oder ohne Down-Syndrom konnte sich überlegen, ob sie in den Raum geht oder ob der Raum bei der Führung ausgelassen wird. Kannst du dich noch daran erinnern, dass wir darüber dann immer geredet haben?

AP Ja.

KB Manchmal hast du entschieden, für die Führung in den Raum zu gehen, und manchmal hast du dich dagegen entschieden. Könntest du beschreiben warum?

AP Ich habe da mich entschieden, dass der Vermittler das da selbst sagen und reden soll und ich einfach reingehe und nur zuhöre, weil ich das nicht gerne selbst mit den Worten sagen möchte.

KB Es gibt Momente, in denen man andere bitten kann, zu sprechen und selbst nur zuzuhören. Vor Raum Nummer 5 war der Raum Nummer 4, »Langdon-Down«.

AP Ja!

KB Warum jubelst du?

AP Ja, weil das mein Lieblingsraum ist, weil der Raum Nummer 4 mein Lieblingsraum war. Weil der Dr. John Langdon-Down das »Down« am Ende hat, weil er das über Menschen mit Behinderung beschrieben hat.

KB Vor Raum Nummer 5 war ein Foto an der Wand, wo Angela Fritzen und Veronika Hammel in der Mongolei waren. Bei diesem Exponat ging es in der Führung darum, wie Menschen mit Down-Syndrom genannt werden möchten.

KB Paul Spitzeck, wie war das für dich?

PS Ich war, lieber ist mir, dass zu Menschen mit Down-Syndrom nur einfach ihren Namen zu sagen. Nicht Down-Syndrom. Ich heiße Paul. Nenn mich einfach nur Paul. Nenn mich Anna-Lisa. Nennt mich Natalie. Ja.

ND Also, klar habe ich schon gesprochen, wie man uns eigentlich nennen soll. Bloß nicht mit »Downies« und so! Weil das hört sich natürlich kindisch an, muss ich sagen. Ja, also bei TOUCHDOWN war mein Lieblingsraum die Nummer 5. Ja, weil das ist mal spannend, das mal zu sehen. Aha, da hängt was, was wichtig war, was auch heute noch das Thema ist.

KB Kannst du erklären, was im Raum 5 ist?

ND Ja, das nennt sich natürlich »Spuren der Vergangenheit« und auch diese NS wieder.

Weil die wissen ja eigentlich voll und gar nichts von uns.

AG Ihre Worte verdeutlichen sehr gut, wie wichtig es ist, dass Menschen mit Down-Syndrom selbst sprechen. Gerade vor dem Hintergrund der schwierigen Vergangenheit, wie sie im Raum »Spuren der Vergangenheit« thematisiert wird. Das zeigt, wie wichtig ihre Stimmen heute sind. Sie machen klar, dass sie ein wichtiger Teil unserer Gesellschaft sind und gehört werden müssen.

Vielen Dank für das Gespräch!

2.2 Kritische Einblicke: Im Gespräch mit Raúl Aguayo-Krauthausen über Aktivismus und die Realität der Inklusion in der Hochschullehre

Nico Leonhardt (NL) Guten Tag, Raul Krauthausen, vielen Dank, dass Sie sich die Zeit nehmen, mit uns zu sprechen. Sie sind zwar nicht direkt im Hochschulkontext tätig, aber wir interessieren uns für Ihre Perspektive, wie sich Hochschulprozesse partizipativer gestalten lassen und welche Leerstellen Sie dabei sehen.

Raúl Aguayo-Krauthausen (RAK) Also, wir sind wahrscheinlich alle auf der gleichen Seite der Geschichte. Das heißt, die Frage ist eine rhetorische Frage, fast schon eine suggestive Frage. Weil ja offensichtlich ist, dass da mehr getan werden kann und auch getan werden muss, dass das Bildungssystem insgesamt sehr elitär ist. Nicht nur was überhaupt den Zugang zu Bildung angeht, also wer hochschulberechtigt ist, sondern auch, noch schlimmer, wie viele Lehrende mit Behinderungen überhaupt existieren.

Meine Sorge ist, dass viele dieser Initiativen, wie sie an Hochschulen entstehen, am Ende eine Art ›Werkstatt light‹ sind. Nicht-Behinderte bestimmen, wie die Dinge laufen. So wie auch sichtbar Nicht-Behinderte diese Bücher schreiben und forschen und dann behinderte Menschen oft benutzt werden, um erforscht zu werden, und selten behinderte Menschen eben die Forschung vorantreiben. Wenn Menschen mit Behinderung selbst forschen würden, würden wir ganz andere Fragen stellen, zum Beispiel: Warum gibt es diese Beharrungskräfte unter den Nicht-Behinderten? Stattdessen werden wir ständig gefragt, was wir uns wünschen, als ob wir auf einem Kindergeburtstag wären. Dabei geht es hier um Macht, Einfluss und Kontrolle. Und da werden behinderte Menschen systematisch mehr kontrolliert und Macht über sie ausgeübt, als umgekehrt Macht geteilt wird.

NL Da gebe ich Ihnen Recht. Das beschreiben wir auch in unserem Buch, in dem es um Machtprozesse geht, die wir gemeinsam mit Betroffenen analysiert haben.

RAK Ja, ich verstehe das. Aber das fördert vor allem Ihre Karriere, nicht die der Behinderten. Ich investiere mehr ehrenamtliche Zeit in solche Projekte, während Sie durch Ihre Publikationen und Lehre davon profitieren. Jede Minute, die wir hier sprechen, fühlt sich manchmal wie verlorene Liebesmühe an, weil das Bildungssystem so resistent gegen Veränderungen ist.

AG Viele dieser machtkritischen Punkte, die sie ansprechen, treiben uns in unserem Alltag auch um, weshalb wir sie gern auch bearbeiten wollen.

Bei uns ist es so, dass wir Personen aus Werkstätten für Menschen mit Behinderung dafür an die Uni geholt haben, damit sie Lehramtsstudierende unterrichten, um für inklusive Lehrer:innenbildung besser vorbereitet zu sein. Dabei haben sich große Konflikte aufgetan. Es zeigt sich ein Spannungsfeld zwischen dem, wie Studierende die Personen mit Behinderungserfahrungen wahrnehmen und adressieren, und der Perspektive der Referent:innen selbst. Also, als

was verstehen Sie sich selbst? Verstehen Sie sich selbst als Repräsentant:innen eben für Menschen mit Behinderung oder eben auch nicht?

Und das ist also die Frage, die wir eben auch aus dieser aktivistischen Perspektive spannend finden. Wie ist das denn auch im Vergleich zum Thema Aktivismus, Repräsentant:in zu sein für eine Gruppe?

RAK Also vorweggeschickt: Inklusion ist kein Ponyhof. Inklusion ist kein Regenbogen-Einhorn-Land, in dem es keine Reibungen gibt. Ich glaube, das ist gut, dass es diese Reibungen gibt. Es ist gut, dass die Dozierenden mit Behinderungen auf die Studierenden ohne Behinderungen überwiegend treffen und da diese Unsicherheiten erstmal entstehen. Weil das führt ja genau zu diesem Diskurs. Es führt genau dazu, dass wir jetzt irgendwie vielleicht auch ein bisschen darüber reflektieren, wie wir Jahrzehnte über Behinderung nachgedacht und gesprochen haben. Aber was mich wirklich besorgt, sind die Aufstiegsmöglichkeiten dieser Menschen. Haben sie die gleichen Karrierechancen wie andere Dozierende oder stecken sie in einer Sackgasse? Wir müssen aufpassen, dass Menschen mit Behinderung nicht nur als Token benutzt werden, um das System zu legitimieren. Es geht auch um die Frage, welche Forschungsfragen überhaupt gestellt werden und wie man sicherstellt, dass es nicht einfach nur ein ›Zoobesuch‹ wird, bei dem die Studierenden mal einen ›Behinderten anfassen‹ dürfen. Da mache ich mir so ein bisschen Gedanken drüber. Ich habe noch keine Antwort. Ich will das nicht als Vorwurf formulieren, sondern ich sehe diese Gefahr am Horizont, dass das passiert. Weil ich habe früher sehr oft geglaubt, man kommt hier mit Aufklärung weiter und mit der Begegnung und so [...] oder mit der Theorie. Und dann macht man ein Blockseminar. Wir machen alle mal so ein Rollstuhlexperiment und so. Aber am Ende des Tages lernen die Menschen nur, dass sie froh sind, dass sie wieder laufen können, wenn sie aus dem Rollstuhl aufstehen.

NL Das ist eine Sorge, die wir auch teilen. Oft bleibt es bei dieser Verbesonderung, dass die Person als ›exotische Figur‹ wahrgenommen wird anstatt als Lehrende mit Expertise.

RAK Also dahinter steckt für mich so ein bisschen die Frage, auch wenn Sie die nicht gestellt haben: ›Oder soll man es lassen?‹ Und das glaube ich halt nicht. Ich glaube nicht, dass man es lassen sollte, und glaube, es ist der einzige Weg, der gegangen werden kann. Weil was wäre denn, wenn man es ließe? Wenn man es nicht machen würde, dann würden nicht-behinderte Menschen mit nicht-behinderten Menschen über Behinderung reden, und das ist wirklich das Falscheste, was man machen kann. Deswegen ist es, glaube ich, grundsätzlich erstmal eine richtige Richtung und die einzige Richtung, die eingeschlagen werden kann. Aber es besteht eben auch die Gefahr, die Sie auch beschreiben. Begegnung ist wichtig, aber sie muss ernsthaft sein. Dozierende mit Behinderungen müssen Macht haben und in der Lage sein, auch mal schlechte Laune zu haben, ohne

sofort als Querulant abgestempelt zu werden. Es muss Raum geben für Fehler und ehrliches Feedback, damit sie sich genauso wie alle anderen weiterentwickeln können.

Dabei ist mir auch wirklich dieses ehrliche Feedback wichtig, denn es gibt eben auch einen Qualitätsanspruch. Wenn wir die Personen nicht richtig befähigen, was zu lernen, dann bleibt es dieser Eiertanz und dann bleibt diese Unsicherheit bei den nicht-behinderten Studierenden, die die ganze Zeit nur den Behinderten sehen und die ganze Zeit nur Rücksicht nehmen, aber sich nicht mehr trauen, eine Rückfrage zu stellen, oder sich nicht mehr trauen, Feedback zu geben, weil sie Angst haben, sie würden die Person bloßstellen.

Ich habe keine Antworten darauf. Aber ich beobachte das, dass wir sehr schnell klatschen. Und zu selten die Frage der Qualität stellen. Und wenn wir zu oft und zu viel und zu früh klatschen, dann entwickeln sich (behinderte) Menschen auch nicht weiter. Weil alle Menschen auch ein Recht auf Niederlagen und Herausforderungen haben, und zu viel Verständnis zu zeigen, kann dazu führen, dass wir über den Klee loben, obwohl es vielleicht nur Mittelmaß war.

Und ihr merkt, ich eiere gerade selber beim Formulieren dieser Sätze, weil ich bin der Erste, den es betrifft, wenn es um sowas geht. Aber ich finde es schon auch wichtig, dass behinderte Menschen auch 100 % von dem geben, was sie können. Natürlich sollen sie nicht 120 % geben, um genauso gut zu sein. Das ist ja leider oft das, was passiert. 100 % reichen schon. Aber ich glaube, wir kriegen bessere 100 %, wenn wir rechtzeitig Feedback geben und wenn wir rechtzeitig empowern

NL Wir haben die Erfahrung gemacht, dass es sehr produktiv ist, konkrete Räume zu schaffen, um diese Themen wie die Verbesonderung offen anzusprechen, in denen die Referent:innen ein solches Gefühl hatten. In längeren Seminaren, in denen man diese Fragen intensiv behandeln kann, war das besonders erfolgreich. Weshalb wir immer mehr auch die Frage stellen, ob es überhaupt sinnvoll ist, kurze und einzelne Seminarsitzungen mit möglichst vielen Studierenden durchzuführen. Oder ob es nicht wichtig ist, über längere Zeiträume miteinander zu arbeiten.

RAK Absolut. Ein einmaliges Seminar reicht nicht aus. Studierende müssen Lehrende mit Behinderung über einen längeren Zeitraum kennenlernen, um sie wirklich als Lehrende und nicht nur als ›Behinderte‹ wahrzunehmen. Begegnung macht 90 % der Lehre aus, das habe ich oft erlebt. Es ist weniger wichtig, was gesagt wird, sondern wie die Menschen interagieren. Diese Art der Begegnung macht den größten Unterschied.

AG Das stimmt. Um vielleicht auch noch einmal auf Ihre Erfahrungen aus der Behindertenbewegung und ihrer aktivistischen Tätigkeit zurückzugreifen. Was denken Sie: Inwiefern können partizipative Lehransätze von aktivistischen Bewegungen lernen?

RAK Also intersektional denken – da ist sicherlich noch Luft nach oben, auch in der Aktivist:innen-Bubble ist da noch Luft nach oben.

Und ich beobachte in der aktivistischen Bewegung gerade so ein bisschen den Trend, den ich auch ganz gut finde, dass wir aufhören mit dieser Floskel ›Wir müssen die Barrieren in den Köpfen senken‹ oder dass wir auch aufhören mit der Floskel ›Nichts über uns ohne uns‹, dass wir aufhören mit der Floskel ›Teilhabe‹ und ›mittendrin‹ und ›für alle‹.

Weil das klingt immer alles so nach Charity und bringen uns nicht weiter.

Nehmen wir das Wort Teilhabe. Teilhabe ist etwas Passives. Ich sitze im Hörsaal und höre zu. Aber wir reden nicht über Teilgabe und Teilgabe wäre quasi der Dozent mit Behinderung oder die Dozentin. Und erst das Zusammenspiel aus Teilhabe und Teilgabe wird erst dieses Teilsein.

›Nichts über uns ohne uns‹ suggeriert, dass wir nur bei Behindertenfragen mitreden dürfen. In Wahrheit betreffen uns alle gesellschaftlichen Themen – Banken, Klimawandel, Wohnungsbau. Es sollte eher heißen: ›Nichts ohne uns‹. Und diese ganzen Projekte, die mit Floskeln wie ›für alle‹ daherkommen, haben oft das Problem, dass sie nur die bereits Überzeugten ansprechen. Wenn wir wirklich Veränderungen bewirken wollen, müssen wir dorthin gehen, wo der Mainstream ist. Wir müssen auf den großen Bühnen sprechen, bei den Bildungsministerien, und nicht in irgendwelchen Nischenprogrammen.

Vielen Dank für das Gespräch!

2.3 Partizipative Lehre aus Sicht der Behindertenbewegung – im Gespräch mit Volker Schönwiese & Petra Flieger

NL Herr Schönwiese, Sie hatten gesagt, dass Sie aus unterschiedlichen Rollen einen Bezug zum Thema »Partizipative Lehre« bei sich sehen. Worin genau sehen Sie Ihren Bezug zur Thematik?

Volker Schönwiese (VS) Partizipation ist mir als Rollstuhlfahrer quasi in den Leib eingeschrieben. Ich war 30 Jahre an der Universität Innsbruck tätig, als Lehrender und außerordentlicher Universitätsprofessor. Einerseits war ich in der Rolle des universitären Personals, aber andererseits immer auch in der Rolle eines Aktivist:innen der Behindertenrechtsbewegung, der als jemand von außerhalb wahrgenommen wurde. Und zwischen diesen beiden Rollen bin ich hin- und hergeschwankt, was mir an der Universität große Schwierigkeiten einbrachte. Nur durch die Unterstützung von Kolleg:innen, die selbst in irgendeiner Weise sozialpolitisch oder kritisch engagiert waren, konnte ich an der Universität 30 Jahre durchhalten und den Lehr- und Forschungsbereich Inklusive Pädagogik und Disability Studies an der Universität Innsbruck aufbauen. Das war kein einfacher

Prozess. Ich bin jetzt im Ruhestand und weiterhin sowohl wissenschaftlich als auch aktivistisch tätig.

Petra Flieger (PF) Ich finde, es ist erwähnenswert, dass du seit 1983 als sichtbare und bekannte Person mit Behinderung an der Uni warst und dich dort wissenschaftlich dem Thema Behinderung gewidmet hast. Da bist du nach meiner Wahrnehmung im deutschen Sprachraum ein absoluter Pionier.

VS Pionier war ich schon als Studierender in den 70er Jahren, als ich 1972/1973 wohl als Erster in Österreich für eine barrierefreie Universität gekämpft und beim Wissenschaftsministerium die Berücksichtigung von Barrierefreiheit bei Universitätsbauten erreicht habe. Mit der Visibilität meiner Behinderung und meinem alltäglichen und aktivistischen Erfahrungshintergrund im Umgang mit Barrieren war ich so etwas wie personifizierte Partizipation oder ein »participant conceptualizer«, wie Heiner Keupp meine Rolle einmal benannte.

PF Und du hast massiven Widerstand in der Universität erlebt. Die Phänomene, die man heute im Kontext von Partizipativer Lehre erlebt, wenn man versucht, Menschen mit Lernschwierigkeiten einzubeziehen, hast du genauso erlebt. Bis zu dem Punkt, wo dir professorale Kolleg:innen gesagt haben, dass du hier auf der Uni nichts zu suchen hättest und zu Fachschulen wechseln solltest, weil Behinderung kein Thema für die Universität sei. Auch Menschen mit Körperbehinderung, die akademisch qualifiziert und habilitiert sind, erleben diese Abwertungen und diesen Vorwurf, dass das, was sie machen, eigentlich nicht zur Universität gehöre. Das, was nicht dem akademischen Mainstream entspricht, wird diskreditiert und stößt auf Widerstand. Gleichzeitig geht es immer auch um gesellschaftliche Abwehrphänomene gegenüber Menschen mit Behinderungen bzw. dem Thema Behinderung an sich.

VS Einmal wurde das wissenschaftliche Personal, das im Forschungs- und Lehrschwerpunkt Inklusive Pädagogik zur Verfügung stand, nicht mehr verlängert. Nur durch einen aktivistischen Akt und dank der Solidarisierung vieler internationaler Kolleg:innen ist mir dann ein Teil der Personal-Ressourcen wieder zurückgegeben worden. Später wurden die Mittel, die für eine »Lehrkanzel« für Inklusive Pädagogik vorgesehen waren, für Migrationspädagogik umgewidmet.

NL Frau Flieger, können Sie nochmal etwas zu sich sagen, bevor wir noch weiter ins Inhaltliche kommen?

PF Ich bezeichne mich als freie Sozialwissenschaftlerin. Mein eigentlicher Ursprung ist die Pädagogik mit behinderten Kindern, wobei ich bereits in den 80er Jahren als Lehrerin integrativ gearbeitet habe. Im Sinn einer Partizipation von Menschen mit Lernschwierigkeiten habe ich im Jahr 1998 zum ersten Mal einen öffentlichen Vortrag gemeinsam mit einem jungen Mann mit Lernschwierigkeiten gestaltet. Das war auf einer Tagung zu beruflicher Integration und wir haben in einer Art Doppel-Conference einen Dia-Vortrag über den in-

tegrierten Arbeitsplatz des jungen Manns gehalten. Ich befasse mich inhaltlich also schon sehr lange mit dem Thema Partizipation¹ und kann aufgrund meiner Selbstständigkeit, unabhängig vom akademischen Betrieb, immer wieder innovative, partizipative Formate einfach ausprobieren.

Was Partizipative Lehre betrifft: Ich halte an der Uni Innsbruck seit mehreren Jahren im Sommersemester als externe Lehrende einen Kurs im Rahmen der Lehrer:innenbildung für Inklusive Pädagogik. Bereits zweimal hatte ich in diesem Kurs einen Tutor mit Behinderung, der für diese Tätigkeit auch an der Universität angestellt wurde. Das Hauptproblem dabei ist, dass dieser Versuch Partizipativer Lehre von meinem persönlichen Engagement abhängt. Alles ist mit großem organisatorischem Aufwand verbunden, weil der Tutor einen hohen Unterstützungsbedarf hat und weil es schwierig ist, die administrativen Barrieren zu überwinden, damit er die notwendige Persönliche Assistenz erhält.

VS Ich habe 1984 in Tübingen an einer Tagung mit dem Titel »Orte zum Leben« teilgenommen und sollte dort referieren. Ich schrieb den Organisator:innen, dass ich nicht über Orte zum Leben, sondern gemeinsam mit behinderten Personen referieren will.² Ich wollte mit Bewohner:innen einer integrierten Wohngemeinschaft nach Tübingen fahren, die Wohngemeinschaft präsentieren und gemeinsam reflektieren, was »Orte zum Leben« heißt, aber die Organisator:innen haben mich händeringend gebeten, das nicht zu tun. Die Community wollte das absolut nicht, dass behinderte Menschen bei einer Tagung selbst erscheinen. Ich habe damals noch nachgegeben.

PF Bei der Jahrestagung der Integrationsforscher:innen 2010 in Innsbruck haben wir ähnliche Probleme erlebt. Wir hatten uns sehr umfassend bemüht, die Tagung partizipativ zu gestalten, und es haben viele Menschen mit Lernschwierigkeiten teilgenommen. Das ist von einigen Leuten aus der Uni-Szene sehr unterstützt und positiv wahrgenommen worden, aber es gab auch massive Kritik, die teilweise erschreckend war. Zum Beispiel wurde gesagt: »Da können wir ja nicht mehr unter uns reden!« oder »Dann lernen wir ja selbst nichts mehr!« Es waren dieselben Argumente, die wir seit Jahrzehnten aus der Diskussion um die schulische Integration von Kindern mit Behinderungen kennen, die prominente Vertreter:innen der Inklusionspädagogik vorbrachten, als es darum ging, die eigenen Tagungen partizipativ und inklusiv zu gestalten.

1 Vgl. Flieger, Petra (2006): »Wegbegleiterinnen und Grenzüberschreiter. Ein persönlicher Rückblick«, in: zusammen. Behinderte und nichtbehinderte Menschen 26/5, S. 14–15.

2 Vgl. zur Tagung: Schönwiese, Volker (1985): »Thesen zum Problem Behinderung in unserer Gesellschaft«, in: Elisabeth Wacker/Johannes Neumann (Hg.), Geistige Behinderung und soziales Leben, Frankfurt, New York: Campus, S. 119–127.

VS Ein weiteres Gegenargument war, dass es diskriminierend sei, nur behinderte Menschen einzuladen. Man diskriminiere damit Roma, Sinti und Personen mit Migrationshintergrund und andere benachteiligte Gruppen dadurch, nur eine Gruppe von benachteiligten Menschen sprechen zu lassen.

PF Für mich persönlich ist es schon lange selbstverständlich, dass ich nicht über behinderte Menschen oder über das Thema Behinderung referiere, sondern mich immer sehr darum bemühe, Menschen einzubeziehen, die ihr Erfahrungswissen selbst weitergeben. Bei allen Ambivalenzen, die Sie da in Ihrem Text beschreiben. Aber grundsätzlich geht es immer um die Veränderung von Machtverhältnissen und das Bemühen um Kooperation. Das ist immer noch viel zu wenig selbstverständlich und ich möchte es zumindest exemplarisch versuchen und zeigen.

Nach dem ersten Versuch mit dem Tutor war ich am Semesterende unsicher, ob ich ihn wieder einladen sollte. Ich habe damals ausführlich mit einer Studierenden aus dem Kurs gesprochen, die mir außerordentlich positive Rückmeldungen gegeben hat. Für sie als zukünftige Lehrperson sei es großartig gewesen, einfach nur beobachten zu können, wie ich mich in verschiedenen Situationen verhalte, wie der Persönliche Assistent begleitet und wie ich überhaupt damit umgehe, dass immer ein Persönlicher Assistent anwesend ist. Oder wenn ein neuer Assistent zum ersten Mal begleitet und die beiden den Weg nicht finden, weil der Tutor selbst den Weg nicht anleiten kann und nicht weiß, in welchem Gebäude der Kurs stattfindet. Diese Alltagssituationen und dass man trotz aller Schwierigkeiten weitermacht, das hatte die Studentin sehr positiv erlebt. Mich hat diese Rückmeldung sehr motiviert, mit dem Tutor weiterzuarbeiten. Ein weiterer Grund, warum mir Partizipative Lehre wichtig ist: Viele Studierenden der Inklusiven Pädagogik haben wenig bis gar keine Erfahrungen und Möglichkeiten, behinderte Menschen kennenzulernen und mit ihnen Alltag zu erleben. Nun haben sie wenigstens einen Kurs, wo ein junger Mann mit Behinderung eine Rolle und Funktion hat, wo alle Beteiligten in einen Austausch kommen und Erfahrungen sammeln können. Insofern hat Partizipative Lehre gerade in Lehrgängen für Pädagogik eine Berechtigung. Mit dem jungen Mann habe ich das vorab selbstverständlich auch so besprochen.

VS Zu Partizipativer Forschung habe ich bei der DisKo 2018, einer Disability Studies Konferenz in Berlin, ein Drei-Forscher:innen-Modell vorgestellt.³ Die Versuche, Partizipation in Lehre und Forschung zu fördern, erfolgten an Universitäten, die über den Bologna-Prozess Mitbestimmung zunehmend abgebaut ha-

3 Schönwiese, Volker (2020): »Partizipativ und emanzipatorisch. Ansprüche an Forschung im Kontext der Disability Studies«, in: David Brehme/Petra Fuchs/Swantje Köbsell/Carla Wesselsmann (Hg.), Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung, Weinheim: Beltz, S. 114–131.

ben. Das zeigt die Widersprüchlichkeit der universitären Bedingungen für Partizipation und Inklusion: Es wird in Lehre und Forschung etwas mühsam aufgebaut, das im eigenen institutionellen Bereich abgeschafft worden ist.

Zurück zur Lehre: Was ist, wenn ich als behinderter Lehrender im Rollstuhl in meiner Doppelrolle vor 300 Studierenden stehe und lehre? Das Pathos des Aktivist*innen treibt mich dazu, über viele Erfahrungen zu berichten, die die Studierenden sonst nicht hören. Ich nutze zur Reflexion von Mikroszenen im Alltag oft das Identitätsmodell von Reinhard Markowetz, das Selbstbild, angenommenes Fremdbild und Fremdbild enthält.⁴ Beispielsweise habe ich den Studierenden ein Mikro-Erlebnis aus meinem Alltag mit drei handelnden Personen zur Analyse gegeben. Es geht um eine Interaktion von mir mit einem Busfahrer, der sich an strenge Regeln halten muss, und einer Beteiligten, die interveniert. Die Studierenden können die situativ komplexe Dynamik von Status und Rollen diskutieren. Dies ist ein Beispiel, in welchem ich nicht nur vorne stehe als Lehrender, sondern einen diskursiven Zusammenhang herstelle, in dem Studierende dann oft fragen: »Ja, aber warum haben Sie nicht Folgendes getan in der Situation?« Die Mikroanalyse einer komplexen Zwei-Minuten-Szene aus dem selbsterlebten Alltag ermöglicht es, die Verbindungen zur Theorie von Identitätsmanagement herzustellen. Das ist ein Beispiel für die Möglichkeit, Verbindungen zwischen Wissenschaft und eigenen Erfahrungen herzustellen, eine didaktische Vorgehensweise, die mir auch immer wieder den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit eingebracht hat – ich hätte nicht genügend Distanz zu den Themen.

PF Die Disability Studies, so habe ich es in einem frühen Text aus den USA gelesen, sind ja daraus entstanden, dass Studierende mit Behinderungen die akademischen Theorien, mit denen sie an der Uni befasst waren, verwendet haben, um die eigene Situation zu analysieren. Dafür bist du ein klassischer Repräsentant. Du hast Theorien verwendet, um Behinderungsphänomene, die du selbst erlebt hast, zu analysieren, zu theoretisieren und weiterzuentwickeln. Und das macht dich zu einem klassischen Brückenbauer zwischen Aktivismus und academia.

NL Ein Spannungsfeld existiert, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten Erfahrungen aus ihrer Lebenswelt an Studierende vermitteln, aber gleichzeitig eine Gefahr darin besteht, dass sie darauf reduziert werden, weil die Theoretisierung von einer Person ohne Behinderungserfahrung übernommen wird. Das schafft schwierige Tendenzen, weil es Reduzierungen beinhaltet.

PF Darin liegt meiner Meinung nach auch die Verantwortung bei den akademisch gebildeten Lehrenden. Wenn ich jemanden einbeziehe, der diese Bildung nicht hat, kann ich diese Theoretisierung nicht erwarten. Meine Verantwortung ist es, dieser Person die Möglichkeit zu geben, die Theoretisierung nachzuvollziehen,

4 Vgl. Markowetz, Reinhard (2000): »Identität, soziale Integration und Entstigmatisierung«, in: *Gemeinsam leben – Zeitschrift für integrative Erziehung* 3, S. 112–120.

zum Beispiel mit Leichter Sprache. Dasselbe gilt für die Reduktion einer Person mit Behinderung auf ihre Behinderungserfahrungen: Als Lehrende muss mir das bewusst sein, muss ich darüber reflektieren und entsprechend Handlungen setzen. Ein reflexiver Austausch mit anderen Personen dazu wäre sicherlich hilfreich.

Doch zurück zur Gefahr der Theoretisierung nur durch nicht-behinderte Menschen: Meine Erfahrung ist, dass Personen mit Lernschwierigkeiten nach und nach Zugänge zu Dimensionen oder zu Denkansätzen bekommen, die ihnen davor nicht ermöglicht worden sind, von denen sie ausgeschlossen waren. Kognitive Entwicklung ist selbstverständlich auch für erwachsene Menschen mit Lernschwierigkeit möglich und Partizipation in der Lehre eröffnet ihnen dazu Möglichkeiten. Einerseits geht es um die Studierenden, die einen Anspruch und ein Recht auf die Theorie haben, andererseits halte ich es gleichzeitig für wichtig, Personen mit anderen Lebensrealitäten, um die es in diesem Kurs zentral geht, als aktive Player hereinzuholen und ihnen dadurch die Möglichkeit zu geben, sich kognitiv weiterzuentwickeln.

In dem Kurs, wo ich das jetzt mache, setzen wir uns mit Modellen zur kognitiven Entwicklung auseinander. Der Tutor ist zwar kein Pädagogik-Student, aber er findet die Theorien ganz spannend. Inzwischen hat er die Inhalte zum zweiten Mal gehört und kennt sich immer besser aus. Vielleicht sollte man bei einer Beurteilung Partizipativer Lehre mehr berücksichtigen, dass Entwicklungsräume für alle eröffnet werden.

VS Mich erinnert das an weitverbreitete Praxis-Herangehensweisen zu Leichter Sprache, die zum Teil so praktiziert werden, dass an den Inhalten entlang linear übersetzt wird und dann ellenlange Texte produziert werden. Wo aber klar ist, dass die Firmen, die übersetzt haben, vom Inhalt keine Ahnung haben und auch nicht imstande sind, die Inhalte im Kern zu analysieren und zu verstehen. Insofern braucht es eine Leichte Sprache, die Inhalte nicht deskriptiv ausgeweitet darstellt, sondern Formulierungen für den Kern des Gesagten, des Gemeinten findet. Dies erfordert erstmal das Verstehen des Textes, was erst eine komprimierte Formulierung in Einfacher Sprache ermöglicht, die Komplexität nicht reduziert und Diskussionen ermöglicht.

PF Der Tutor, mit dem ich arbeite, fragt relativ oft nach, wenn er ein Wort nicht versteht, oft erklären es ihm die Studierenden dann. Er wird also nicht zum Objekt, sondern ist Teil davon, wie sich die inhaltliche Diskussion im Kurs abspielt. Vor einiger Zeit hat eine Studentin in einem Referat den Zahlenbegriff von Piaget erwähnt und der Tutor fragte, was damit gemeint sei. Dann antwortete die Studentin: »Oh, das kann ich jetzt gar nicht erklären, da muss ich erst nachschauen.« Für mich ist das eine schöne Mikro-Szene aus dem Alltag Partizipativer Lehre, in der die eigenständige Rolle des Tutors deutlich wird.

Ehrlich gesagt mache ich mir Sorgen, dass die wenigen Initiativen für Partizipative Lehre zu schnell zu viel kritisiert werden und möglicherweise schnell wieder eingestellt werden. Ich bin überzeugt davon, dass es richtig ist, verschiedene Modelle Partizipativer Lehre zu erproben und diese kritisch, aber immer konstruktiv zu reflektieren. Menschen mit Lernschwierigkeiten, die sonst nie auf die Uni kämen, sollten sinnvolle Jobs an der Uni erhalten, und durch Partizipative Lehre können hier innovative Jobs geschaffen werden.

NL Mich würde Ihre Meinung interessieren zu dem Thema, dass Personen mit Lernschwierigkeiten, die lehren, trotzdem immer als solche gesehen werden. Manchen Personen ist es total wichtig, Behinderungserfahrungen in die Lehre mit einzubeziehen, und andere möchten nicht als Mensch mit Behinderungen im Vordergrund gesehen werden, sondern möchten, wie andere Lehrende, über Theorien sprechen. Es scheint in Partizipativer Lehre schwierig zu sein, nicht als Mensch mit Behinderungserfahrung markiert zu werden.

VS Aber selbst wenn sich jemand entschieden hat, sich nicht als behinderte Person zu präsentieren, sondern als Wissenschaftler zu lehren, wird er/sie trotzdem als behinderte Person wahrgenommen. In der Regel wird die Strategie »so tun, als wäre nichts« angewandt, indem man den eigenen Status nicht anspricht. Die, die wir diskreditiert sind, kommen um diese Art des »Kuvrierens«, wie es Erving Goffman in seinem Buch »Stigma«⁵ nennt, nicht herum, abgesehen von anderen Techniken der »Bewältigung beschädigter Identität«, wie sie im Buch »Stigma« beschrieben werden. Das Buch von Goffman war eines der ersten Bücher, das ich in meinem Studium in den 70er Jahren immer wieder gelesen habe. Es war unglaublich erhellend für mich und eine große Triebfeder, mich dem Thema Behinderung soziologisch und selbstreflexiv zuzuwenden. Politisch war das Buch von Wolfgang Jantzen, »Sozialisation und Behinderung«⁶, damals dazu für mich eine perfekte Ergänzung.

PF Das sind für mich unterschiedliche Fragestellungen. Das eine ist: Wo und wie sind Menschen mit Behinderungen in universitäre Studien und Lehrgänge einbezogen, wo das Thema Behinderung auch inhaltlich relevant ist? Das ist in meinem Kurs der Fall: Die Studierenden sind zukünftige Lehrer:innen, die für die Arbeit mit behinderten Schüler:innen ausgebildet werden. Das ist mein Bezug, einen Tutor mit Behinderung einzubinden. Das andere ist, wenn eine Person mit Behinderung zum Beispiel Mathematik studiert, eine akademische Karriere anstrebt und dann an der Uni unterrichtet, so sollte das selbstverständlich möglich sein. Wie die Person dann in der Lehre mit ihrer Behinderung umgeht,

5 Vgl. Goffman, Erving (1970): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt: Suhrkamp.

6 Vgl. Jantzen, Wolfgang (1974): Sozialisation und Behinderung. Studien zu sozialwissenschaftlichen Grundfragen der Behindertenpädagogik, Gießen: Focus.

ist ein anderes Thema. Genauso gut könnte eine Person mit Behinderung in der Inklusiven Pädagogik unterrichten und sich entscheiden, über die eigenen Behinderungserfahrungen nicht zu sprechen. Das ist jeweils eine persönliche Entscheidung, ob die eigene Behinderung von Lehrenden thematisiert wird oder nicht.

NL Bei Befragungen mit Studierenden stellen wir fest, dass die Personen sehr stark stellvertretend für Menschen mit Behinderung gesehen werden. Die Gefahr ist, dass sie nicht nur in ihrer persönlichen Ansicht gesehen werden, sondern dass sie stellvertretend für eine ganze Gruppe gesehen werden. Das passt nicht immer dazu, wie die Lehrenden gesehen werden wollen.

PF Ich finde es problematisch, dass gerade im Kontext Partizipativer Lehre so auf die Repräsentanz fokussiert wird. Wer fragt denn nach Repräsentanz, wenn Studierende keine Person mit Behinderung in der Lehre erlebt haben? Wir haben gerade im Bildungssystem so wenig Möglichkeiten, mit behinderten Menschen zu leben und zu lernen. Wenn ich dann eine Person zum Beispiel mit Lernschwierigkeiten in einem Kurs erlebe, ist das nun mal die eine Person, die mir das Thema Behinderung real vermittelt und durch die ich Theorien mit gelebten Alltagserfahrungen reflektieren kann. Durch diese Person erlebe ich, dass Menschen mit Behinderungen gleichberechtigt in der Lehre mitwirken und im universitären Feld arbeiten können. Hier kann ich außerdem ein konkretes Beispiel für Persönliche Assistenz im Alltag beobachten. Last but not least: Wir wissen alle, was es für eine unendliche Vielfalt an Behinderungserfahrungen gibt; es ist unmöglich, diese Vielfalt in einem Studium zu vermitteln. Sowohl den Lehrenden als auch den Studierenden muss klar sein, dass es sich um exemplarische Repräsentanz handelt, wenn es denn überhaupt um Repräsentanz geht. Insgesamt finde ich diese Kritik reichlich akademisch und künstlich. Was ist denn die Alternative? Wohl wieder Exklusion und fehlende Diversität.

NL Können die Personen für sich selber als das anerkannt werden, was sie als Lehrende sein möchten, oder ist das überschattet von dem, wie die Studierenden sie sehen? Liegt das möglicherweise an den Formaten, die man in der Partizipativen Lehre ausprobiert?

PF Ich bringe noch ein anderes konkretes Beispiel: Seit ein paar Jahren unterstütze ich eine Gruppe von jungen Menschen mit Behinderungen,⁷ die immer wieder zu verschiedenen Veranstaltungen eingeladen wird. Vor ein paar Tagen war die Gruppe in einem Kurs eines Master-Studienlehrgangs der Primarpädagogik eingeladen. Fünf Jugendliche mit Lernschwierigkeiten haben über inklusive Bildung gesprochen. Sie brauchen dafür Unterstützung, lesen langsamer, manche

7 Es ist der Jugendbeirat für den Tiroler Monitoringausschuss zur Überwachung der Rechte von Menschen mit Behinderungen. Vgl. <https://www.tirol.gv.at/gesellschaft-soziales/gleichbehandlung-antidiskriminierung/tiroler-monitoringausschuss/jugendbeirat/>

sind schwer verständlich und ein Jugendlicher benützt einen Sprachcomputer. Die Studierenden haben sehr positive Rückmeldungen gegeben, denn es war für sie immer noch ungewöhnlich, dass junge Menschen mit Behinderungen referieren und zu Inklusion und Segregation bzw. ihren eigenen Erfahrungen selbst etwas sagen. Es geht also immer auch darum, zukünftigen Lehrer:innen zu zeigen, dass jungen Menschen mit Behinderungen etwas zugetraut wird und sie die individuelle Unterstützung und die Gelegenheit erhalten, einen Vortrag zu halten. Dass Jugendliche mit Behinderungen selbstbewusst auftreten und dafür gut individuell unterstützt werden, ist zumindest hier in Österreich überhaupt noch nicht selbstverständlich. Das Beispiel zeigt, dass gegenseitige Anerkennung möglich ist und dass abgesehen von guter Unterstützung kein besonderes Format nötig ist, das wir von gutem Unterricht nicht sowieso schon kennen.

VS Es gibt also Zusammenhänge zu den Grundprinzipien inklusiver Bildung überhaupt. Wenn Partizipation in der Lehre stattfinden soll, ist die Frage nach der Kontinuität des Austausches zu stellen. Wo ist die dialogische Validierung nach Markowetz möglich? Das Sich-gegenseitige-Vergewissern und auch die Kooperation sind Grundprinzipien inklusiven Unterrichtens. Wenn Partizipation in der Lehre heißt, dass nur manchmal eine behinderte Person auftaucht, kann diese validierende Arbeit kaum geleistet werden. Es muss Krisen geben, ebenso wie das Sich-doch-Einigen, das Sich-Distanzieren oder In-Distanz-Bleiben oder das Sich-Befreunden. Unter welchen Rahmenbedingungen funktioniert das?

PF Im Grunde genommen sind diese ganzen Themen Ausdruck dessen, wie exkludierend unsere Bildungssysteme noch sind. Warum sitzen denn in den Kursen nur Personen ohne Behinderung? Wieso ist es nicht selbstverständlich, dass da auch Personen mit Behinderungen dabei sind, die ein Lehramtsstudium absolvieren? Das ist das eigentliche Problem und deshalb ist alles so mühsam. Wir sind so weit entfernt von allem, was man als inklusiv bezeichnen könnte.

VS Innsbruck ist in der Nähe von Südtirol; nach italienischer Gesetzgebung gibt es seit 1977 dort keine Sonderschulen mehr. Ich habe in meinen Kursen immer wieder die Problematik der Selektion über Sonderschulen und die Probleme der Inklusion geschildert und regelmäßig irgendwann bei den Studierenden nachgefragt, wer aus Südtirol käme. Es zeigte sich, dass diese Studierenden aufgrund ihrer eigenen schulischen Erfahrung die Problemlage nicht wirklich verstanden haben oder die Diskussion einfach nur merkwürdig fanden.

Grundsätzlich ist zu sagen: Partizipation wird benötigt, um das nachzuholen, was alle eigentlich seit dem Kindergarten kennen sollten. Partizipation ist Teil eines verzweiferten, künstlichen Abarbeitens von Folgen von Trennungen, die strukturell vorher produziert worden sind.

NL Gibt es noch irgendwas, dass Sie noch ansprechen würden?

- VS Ich habe mich in den letzten Jahren sehr mit einem Projekt zur Geschichte der Behindertenrechtsbewegung, »100 Jahre Behindertenbewegung«, beschäftigt.⁸ Wir haben u.a. 14 Zeitzeugen-Interviews geführt und auf bidok.at veröffentlicht. Wir haben vom Projekt aus mit den interviewten Zeitzeugen an vielen österreichischen Universitäten öffentliche Präsentationen in Wien, Graz, Klagenfurt, Salzburg und Innsbruck gemacht. Das ist noch eine andere Form von Teilhabe, wenn Personen als Zeitzeug:innen an Universitäten vor Studierenden und anderen in der Öffentlichkeit berichten. Beteiligungsstrukturen können ganz unterschiedlich sein. Es ist auch möglich, sehr offensiv durch die Universitäten zu ziehen und als Akteure der Auseinandersetzung mit Behindertenpolitik Auskunft zu geben.
- PF Das ist ein Beispiel für den Zusammenhang zwischen Partizipativer Forschung und Partizipativer Lehre. Es geht um Partizipation allgemein, eine Grundhaltung, ein Verständnis und ein Engagement für »Nothing About Us Without Us«. Das muss man konsequent in allen Bereichen umsetzen und man muss behinderten Menschen eine Stimme geben, sie einbeziehen und mit ihnen kooperieren unter immer noch stark aussondernden und beharrenden Strukturen, wo das eigentlich nicht vorgesehen ist.

Vielen Dank für das Gespräch!

8 <https://bidok.uibk.ac.at/projekte/behindertenbewegung/>

3. Zusammenfassende Gedanken

Die drei Interviews zeigen unterschiedliche Perspektiven auf den partizipativen Einbezug von Menschen mit Behinderungserfahrungen in Lehrprozesse an der Hochschule. Jedes Gespräch setzt dabei verschiedene Schwerpunkte, die sich abschließend versuchsweise in sechs mögliche Aspekte zusammenfassen lassen.

a) Bedeutung und Herausforderungen Partizipativer Lehre

- Partizipative Lehre stärkt die Sichtbarkeit von Menschen mit Behinderungen und ermöglicht es, eigene Erfahrungen und Perspektiven in die Lehre einzubringen.
- Partizipative Lehre ist oft von Widerständen und strukturellen Barrieren geprägt (z.B. mangelnde Ressourcen, Vorurteile, administrative Hürden).
- Begegnungen zwischen Lehrenden und Lernenden mit und ohne Behinderungen fördern langfristiges Verständnis und Abbau von Unsicherheiten.
- Begegnungen in der Lehre schaffen Raum für gegenseitige Anerkennung und fördern das Verständnis für die Diversität der Lebensrealitäten.

b) Repräsentation und Eigenständigkeit

- Lehrende mit Behinderungen agieren oft in einer Doppelrolle: als Expert:innen für ihre Fachgebiete und als Repräsentant:innen ihrer Community.
- Es besteht die Gefahr, dass Menschen mit Behinderungen in der Lehre auf ihre Behinderungserfahrungen reduziert werden.
- Selbstbestimmte Repräsentation (»Sprechen über sich selbst«) ist zentral, um Fremdbestimmung und »Sprechrohr«-Rollen zu vermeiden.

c) Aktivismus und Bildung als Veränderungstreiber

- Aktivistische Ansätze und Erfahrungen können wertvolle Impulse für die Gestaltung inklusiver Bildungsformate geben.
- Das Zusammenspiel von Theorie und persönlicher Erfahrung (»Teilgabe statt nur Teilhabe«) ermöglicht neue Perspektiven und Lernprozesse.
- Partizipative Lehre kann gesellschaftliche Machtverhältnisse hinterfragen und zur Demokratisierung von Bildungsinstitutionen beitragen.
- Die Behindertenrechtsbewegung fordert, dass Menschen mit Behinderungen in allen gesellschaftlichen Bereichen – nicht nur bei behinderungsspezifischen Themen – sichtbar und aktiv eingebunden sind (»Nothing About Us Without Us« vs. »Nichts ohne uns«).

- Es braucht eine konsequente Anwendung dieser Prinzipien in Bildung und Forschung.

d) Notwendigkeit langfristiger Formate

- Kurzzeitformate (z.B. einmalige Seminare) reichen nicht aus, um nachhaltige Inklusion und Verständnis zu fördern.
- Langfristige Zusammenarbeit ermöglicht es, Menschen mit Behinderungen als kompetente Lehrende wahrzunehmen, nicht nur als »besondere« Gäste.
- Inklusion erfordert nicht nur Begegnungen, sondern auch kritische Reflexion und ehrliches Feedback, um Qualitätsansprüche in der Lehre zu gewährleisten.
- Nur über langfristige Lehrformate können nachhaltige Kooperationserfahrungen und wirksame »dialogische Validierungen« zwischen Menschen mit und ohne Behinderung entstehen.

e) Praktische Umsetzung und Barrieren

- Es braucht flexible und kreative Ansätze, um Menschen mit Behinderungserfahrungen in Lehre und Forschung einzubeziehen (z.B. Einfache Sprache, individuelle Unterstützung).
- Partizipative Lehre scheitert oft an den strukturellen Bedingungen der Hochschulen (z.B. fehlende Unterstützungssysteme, fehlende Diversität in den Studiengängen).
- Es ist problematisch, wenn – aufgrund fehlender inklusiver Erfahrungen im (vor)schulischen Bildungssystem – eine Konfrontation mit Partizipation erst im Studium erfolgt.

f) Partizipation als gesellschaftliches Ziel

- Partizipative Lehre ist mehr als ein pädagogisches Format – sie ist ein politischer und gesellschaftlicher Auftrag.
- Um nachhaltige Veränderungen zu erreichen, muss Inklusion strukturell verankert und kontinuierlich reflektiert werden.
- Perspektivisch braucht es eine intersektionale Diskurserweiterung.